

(Nachdruck verboten.)

66]

Der Entgleiste.

Von Wilhelm Holzamer.

Der ganze Chor erst, dann eine Männerstimme solo. Der Chor sang den Refrain, und nun begann eine Frauenstimme. Und wieder der Refrain. Es war ein gemeines Lied, eine schlechte, oberflächliche Melodie.

Melanie fiel ihm ein und Weif. Er schämte sich. Aber was half die Scham! Ihnen gegenüber war er wie ein morscher Pilz fest. Was konnte ihm das helfen! Nun galt's die Probe: Pilz oder Baum, ganz für sich allein. Nun galt's ganz für ihn allein, das erst war die Entscheidung seines Wegs, seiner Kraft und seines Wertes. Fallen und unten bleiben — oder hinauf und wachsen. Und dann vor ihnen beiden stehen: Melanie und Weif. Ich bin's! Und es ist alles von mir, was ich bin!

Da gab er sich einen Auf und trat ein.

Es fiel ihm schwer, über die Schwelle zu gehen. Eine dicke muffige Luft schlug ihm entgegen. Aber nun hatte er die Türe geöffnet, weiter also. Er bestellte sich einen Grog. An seiner Aussprache erkannte man den Deutschen. Man empfing ihn mit lauten Zurufen. Er machte gute Miene zum bösen Spiel, aber er hielt sich doch für sich allein.

Ein neues Lied begann. Philipp wollte gehen. Aber da hatte sich links eine Dirne neben ihn gesetzt und plauderte mit ihm. Er bestellte sich ein zweites Glas, der Dirne den erbetteten „God“. Er hörte ihrem Geplauder zu, ohne eigentlich aufzufassen, was sie wollte. Es war ihm wie eine simple Melodie, die einlullte.

Wieder ein Lied, und wie vorher wurde die Strophe von einem der Männer mit rauher, roher Stimme vorgelesen, der Refrain von allen mit Gläsergeklapper und Aufschlagen auf den Tisch geradezu gebrüllt. Nach dem Refrain war dann jedesmal ein lautes Gelächter.

Die Dirne neben Philipp sang tapfer mit. Er hörte, daß sie eine gute, helle Stimme habe. Meist waren die Frauenstimmen hier rauh und roh, verlebt.

Als das Lied zu Ende war, redete er ihr zu, ein Lied alle in vorzutragen. Nach einigem Witten tat sie das.

Sie sprang auf den Tisch und sang ein freches Lied, das sie mit häßlichen Gebärden und sehr verständlichen Bewegungen begleitete.

Philipp dachte an die Gasthäuser seiner Heimat. Er dachte an Mainz und an den Rhein, an die Lieder, die sie gesungen hatten, er und die Freunde, wenn der Mond über die Berge stieg und über die klare Bläue des Himmels hinfuhr, wie ein goldner Kahn über einen blauen See. Er sah die Wiesen sich dehnen und den Fluß sich winden — er sah das Mondlicht durch die Büsche streichen und das Licht von den Zweigen träufen und im Wasser hinfließen.

Die Kleine sang längst nicht mehr. Sie war vom Tisch gesprungen und hatte sich wieder neben Philipp gesetzt. Aber da er still verloren, versunken darsaß, ging sie wieder hinüber zu dem anderen Tische, wo die Lust im Lärmen tobte.

Philipp war immer noch in seinen Träumereien, und die Lieder seiner Heimat klangen in seiner Seele lauter und lauter.

Da kam es leise von seinen Lippen, das deutsche Lied von Heinrich Heine:

Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
daß ich so traurig bin —
ein Märchen aus alten Zeiten,
das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Er sang in Heimweh und Schmerz alle Strophen durch. Und die Gesellschaft, die kein Wort verstand und sonst nur Botenlieder sang und anzügliche Bonmots prägte, lachte ihm ergreifen.

Als er geendet hatte, kam der Glasfresser zu ihm, der allabendlich die gleiche Nummer hier ausführte und ein Bierglas zerbiß, und sagte:

„Bravo, Bruder, wir werden nun immer zusammen arbeiten!“

Eine Dirne kam heran und steckte ihm ein Beilchensträußchen an.

„O, ich liebe die melancholischen Lieder, ich liebe die deutschen Lieder, teurer Mitbruder,“ sagte sie.

Der Wirt kündigte einen neuen Sangesbruder an, und ehe er sich's versah, hatte man Philipp auf das Podium gezerrt. Er sang wieder. Er ließ der frommen Melancholie eine lustige Studentenweise folgen. Von draußen waren neue Gäste gekommen und umstanden ihn.

Hinter ihm fragte jemand: „Ist er verrückt?“

Philipp hörte es nicht. Er war völlig hingeeben und entrückt. Der Gut beschattete sein Gesicht — wie schwarze, weiche Funken waren die Augen unter dem Schatten der Krempe deutlich — seine Gestalt war ein wenig zusammengekniffen. Der Nacken seitlich vorgeneigt, die blassen Hände hielt er an die Rocktaschen und packte, den Daumen hineingesteckt, die vorderen Zipfel eng zusammen. Man sah an der ganzen Haltung und Erscheinung, daß er ein anderer sein müsse, hinter dem noch mehr stecke, als daß er hier unverständliche deutsche Lieder singe. Man zuckte die Achseln, man sicherte, aber man hörte zu.

Unaufgefordert brachte ihm der Wirt ein Glas Grog. Philipp trank hastig. Er fühlte ein lang entbehrtes Wohlbehagen. Das Nahe und Drückende verlor sich. Die Dinge, die um ihn waren, verloren ihre Deutlichkeit, wie das Leben überhaupt. Es trat alles wie hinter einen Schleier und entfernte sich mehr und mehr. Nichts, das forderte, nichts, das begehrte. Nichts, danach er verlangte.

Es wurde ihm frei. Ein allgemeines verworrenes Geräusch des Lebens hörte er ferne sich verlieren, und nicht mehr davon als ein verlorenes Brausen und Wogen reichte an ihn heran.

Traum — Vergessen!

Der Wirt kam wieder und sprach mit ihm. Er hörte nicht darauf. Er hörte nur manchmal etwas von „Engagement“ — aber das war ihm gleichgültig. Es ging ihn alles in der Welt nichts mehr an.

Es war ihm wohl.

Er suchte in seinen Taschen, um zu bezahlen. Der Wirt nahm nichts an. Er wunderte sich gar nicht. Er steckte stumpfsinnig sein Geld wieder ein. Traum — Vergessen! Das war wie ein lustiges Gaukelspiel, das war wie Kinderfreude. Traum — Vergessen! Das war in einer ganz anderen, unwirklichen Welt. —

Indessen tanzte die Algérienne im Châtelet und vermiedte Philipp am gewohnten Plaze. Sie ahnte nichts Gutes. Aber es war ihr gleich. Der Gedanke, in den „Cyrano“ zu gehen, beherrschte sie ganz.

12.

Die Algérienne kam nach Hause, als schon der Morgen graute. Sie hatte im „Cyrano“ getanzt, toller als je, und hatte die Männer erheitert und verachtet und keinem nur die Günst eines Handkusses gewährt. Aber es schmeichelte ihr, wie sie begehrt wurde, und sie ließ alle Reize ihrer Wildheit springen. Es war ihr so wohl — und sie tat einen Schrei. Den Adlerschrei eines freien Fluges, des Hinaussternens in die Lüfte, ganz Kraft und ganz Sieg.

Und als sie nach Hause kam und das Bett leer und unberührt fand, stürzte sie getroffen aus der Höhe herab. Sie warf sich auf den Boden hin und weinte. Sie schlug um sich und tat sich selbst wehe und weinte. Sie tobte und riß sich die Kleider vom Leibe und heulte. Sie wartete noch. Sie hoffte noch. Der Tag stieg, und sie blieb allein. Da trocknete sie ihre Tränen. Sie fleischte die Zähne und riß die Augen auf. Weh ihm! Sie ballte die Fäuste. Sie haßte ihn! Und sie würde ihn töten! Sie würde ihn finden durch die ganze Welt hindurch.

Dann legte sie sich auf das Bett und schlief ein. Sie durchschlief den Tag. Sie schlief traumlos und tief. Denn sie war todmüde, — übermächtig und abgepannt. —

Die familie Krage.

Von Johann Stjoldborg

Autorisierte Uebersetzung von Laura Feldt.

Philipp hatte einen schlimmen Tag. Was ihn gestern zum Singen innerlich bewogen hatte, das stand nun vorwurfsvoll vor ihm: die Erinnerungen seiner Heimat, die Sehnsucht nach seiner Heimat.

Er schämte sich. Was war er geworden! Aber wie war es auch in ihm geworden! Er war wie ein See, dessen Grund sich geöffnet und die bewegten Wasser verschluckt hat. Er war tot, leblos. Da mußte der Schlamm oben auf kommen. Wo einst Welle mit Welle gespielt, wo Wasser zu Sonne und Sonne zu Wasser geträumt, wo Leben gewesen war und Glanz, Bewegung und Wechsel und immer wacher Trieb, da war nun Trockenheit und fauliger Grund.

Vergessen! schrie es in ihm.

Da schlich er sich hinauf in seine Wohnung. Die Magérianne war längst ins Theater gefahren. Er warf sich in seinen Sessel und schloß die Augen.

Es war ihm, als läge ein dunkles Ungetier in seiner Stube, mit roten, stieren Augen, mit geblähten Rüstern, mit verzerrten Zügen — ein Ungetier aus der Apokalypse! Und es griff nach ihm mit runden langen Krallen, von denen das Blut so vieler Opfer tropfte. Und er konnte nicht entkommen.

Nein, er wollte widerstehen! Nie wieder ein Schritt in diese Kneipe! In ihm mahnte es zur Arbeit. Da standen seine Träume vor ihm und verlangten nach ihrer Verwirklichung. Aber wenn er zupacken wollte, da griff er ins Nichts, da faßte er nichts, da schälte sich nicht ein Einzelnes, Festes heraus, da jagte eins das andere, und Chaos ward es in ihm und Leere.

Er dachte, wie wohl ihm gewesen war gestern abend — wie leicht, wie fern ihm alles gewesen war.

Es war etwas matt geworden in ihm, er wußte nicht, warum und wie, er war zerbrochen.

Er griff nach seiner Geige und strich ein paarmal mit dem Bogen darüber.

Nein! Er ginge aber doch nicht wieder in diese Kneipe! Doch als die Nacht kam, hatte er keinen Widerstand mehr. Es war etwas, das lockte und zog. Es war wie eine Stimme im Wind, wie ein tanzender Strahl im Dunkel. Schon bei dem bloßen Gedanken schien ihm das Schwere in seiner Seele leichter zu werden. Und leicht, leicht sollte es ihm doch sein!

Er nahm seine Geige und ging.

Es war ihm, als gehe ihm jemand voraus, dem er folgen müsse. Er folgte, ohne sich klar werden zu können, ob er noch einen Willen dabei habe. Er folgte.

Und so geschah es von nun an jeden Abend. Und so hielt er das „Engagement“ des Wirtes. Er sang für das, was er trank.

In der Kneipe hieß er kurzweg „der Preuße“, und so wurde auch nach ihm gerufen.

Anfangs hatte er noch Widerstandskraft genug, nur zu singen, wenn er Stimmung und Laune dazu hatte. Aber bald nahm ihm der Alkohol auch diese Kraft. Schon auf einen Zuruf hin sprang er auf und lallte seine Lieder, die er auf der Geige begleitete. Seine Gesten und Bewegungen wurden immer übertriebener und komischer, seine Bornehmlichkeit erschien immer grotesker in seinen zerlumpten Kleidern, und so war er eine Figur, über die man sich auslachen konnte, ein Clown, und als Sänger erschien er allen einfach als verrückt.

„Er ist verrückt!“ Und danach behandelte man ihn. Und ihm war alles gleich. Er trank. Man dekorierte ihn, man formte seinen Hut, man kränzte ihm die Haare mit Papierblumen, man fehrte ihm die Hosentaschen heraus, man machte ihn zurecht, wie man gerade die Laune hatte, ob er dadurch verhöfnt ward, ob er eine Spottgestalt auf seinen eigenen Jammer wurde, danach fragte man nicht.

Manchmal machte man sich auch den Spaß mit ihm und ließ ihn Schneeden und Austern dukendweise essen, so viel er nur in sich stopfen konnte — und er hatte oft Hunger — und dann schnitt man ihm Zitronen klein, machte mit Bier einen Salat daraus und ließ ihn dieses ekelhafte Zeug verzehren. Er tat es.

Der Wirt machte ein Geschäft dabei. An sein Fenster hatte er einen Zettel geklebt: „Allabendlich der Prussien!“ (Preuße!)

Seine kleine Schankstube war stets gedrängt voll.

(Fortsetzung folgt.)

51

Zeitungen! . . . Ja, wer da Geld und Zeit hatte, sich mit allerlei Dingen zu beschäftigen . . . Anders hatte zwischen sich und der Welt einen tiefen Graben gelegt. Nun sollte es sich zeigen, ob der Sohn es ihm nachtun werde. — Zeitungen, die er von den Grabenrändern und dem Hofe des Kaufmanns her kannte, wo sie lustig im Winde umherflatterten, waren ja nichts weiter als Einwidelpapier, und nun gab der Schwiegersonn Geld aus für solchen Dreck, ja, vergaube sie sogar zweimal wöchentlich soviel Zeit dafür, um sie von der Poststelle zu holen!

Weiter als bis dahin reichte der Strom der Zeitungen, die das Land überfluteten, noch nicht. Er stieß zuletzt schon sehr spärlich, aber zu den Häusern da draußen in den Dünen hatte er bisher noch nie seinen Weg gefunden.

Als Jürgen die frischen Druckbogen auf dem Tisch des Hauses auseinanderfaltete und seine Blide voll Wohlbehagen über die Spalten der ersten Tageszeitung gleiten ließ, die jemals in die Toruper Dünen gelangt war, sah Anders neben ihm. Aber der alte Häusler blickte so finsternen Auges darauf hin, daß die „Volkszeitung“, falls seine Blide hätten zünden können, im Nu zu Asche verbrannt worden wäre.

Dann gab es noch etwas, was Anders beunruhigte: eine Petroleumlampe mit Glode, die der Schwiegersonn gekauft hatte. Sie hatte einen peinlichen Eindruck auf ihn gemacht, von dem Augenblick an, da sie ausgepackt ward, und die Verzierungen und das blanke Metall stachen ihm in die Augen. Und dann all das viele Del, das eine solche Lampe mit Hilfe des breiten Dochtes in sich auffangen konnte!

Auch dann fürchtete er, sie könne am Ende nur der Anfang von noch anderen Dingen sein.

Der Herbst kam mit seinen kurzen Tagen. Durch die zeitig sich herabsenkende Dunkelheit funkelten hie und da kleine Lichtpünktchen gleich tiefhängenden Sternen. Das waren die nach und nach in den Toruper Hütten angezündeten Talglichter oder Tranlampen.

Auch die familie Krage hatte ihre Abendstunden begonnen. Das leise Rascheln der durch die Hände gezogenen Strohhalme, das einflussende Schnurren des Spinnrades, das zischende Hin- und Herjagen des Schiffchens über die ausgespannten Fäden, begleitet von den aufmunternden Stößen des Webebaumes, waren in früheren Jahren die friedlichen Laute gewesen, die sich in diesem Heim, wo der Fleiß Hausgott war, zur Gemütlichkeit verdichtet hatten. Aber nun sah Jürgen dort am Tisch neben dem bis an die Decke reichenden Balken mit seiner neuen Lampe, seinen Büchern, seinen Zeitungen und — seinen eigenen Gedanken, das fühlten alle. Der Webstuhl war in Bewegung und das Spinnrad schnurrte; die Laute waren da wie ehedem, aber das, was ihnen Behaglichkeit und Gemütlichkeit verlieh, fehlte. Dort sah Jürgen wie ein Symbol der Unruhe. Und noch waren die Worte nicht gefallen, die zur Lösung dessen beitragen konnten, an das alle dachten.

Jeder sah da über seine Arbeit gebüdt. Die beiden Alten im Halbdunkel des Ofenwinkels. Die junge Frau weiter vorne beim Schein eines Talglichtes, das über dem Webstuhl hing. Aber dort, wo Jürgen saß, war es am hellsten, dort fiel das Licht der Lampe auf sein braunes Haar und die weißen Seiten.

Es herrschte eine drückende Stille, selbst die alte Hauskake schien das zu empfinden. Es kümmerte sich niemand um sie, soviel sie auch umherlächelnd und sich bald an dem einen, bald an dem anderen rieb. Sie bewegte mißvergüht den Kopf und miaute unzufrieden. Schließlich ließ sie sich in der Nähe des jungen Mannes nieder, den sie aufmerksam mit ihren großen, grünen Augen betrachtete.

Jürgen hob den Kopf, blickte prüfend auf Anders hin und dann gedankenvoll ins Zimmer, als überlege er etwas.

„Soll ich Euch nicht ein Gedicht vorlesen?“ begann er.

Niemand antwortete.

„Oder eine Geschichte?“ Zum Beispiel vom schwarzen Madl und Michel Fuchsichwanz.“

„Ach, uns liegt nichts an einer Lügengeschichte, wenn sie auch gedruckt ist. — Pleuß!“ Anders spuckte in die Hand und rieb und rollte mit harter Faust die Halme.

„Du glaubst wohl gar, Anders, daß Lüge und Dichtung dasselbe ist?“

„Na, der Unterschied wird wohl auch nicht gerade sehr groß sein.“ meinte der Alte.

Jürgen schien nachzudenken. Dann sagte er: „Kennst Du nicht etwas, das hier drinnen, sitzen und uns die Brust beengen kann, bald Freude, bald Kummer, meistens wissen wir selbst kaum, was es ist; man hat nur die Empfindung, daß es nicht herauskann.“

Lautlose Stille.

Marie zupfte an den Fäden herum und sagte leise: „Ja, das kann ich sehr gut!“

„Was kannst Du wohl?“ fuhr Anders ihr vom Ofenwinkel bisjig dazwischen.

Aber Jürgen fuhr fort: „Wenn man in dem täglichen Einerlei stumpf und träge einhergeht, dann verschwindet es oft auf lange Zeit — und man könnte wohl am Ende so lange umhergeben, daß es ganz fortbliebe. Aber plötzlich, ohne daß man weiß warum, ist es wieder da.“

Marie machte sich am Webstuhl zu schaffen, um besser lauschen zu können; Kiebens Blick glitt unruhig von Jürgen zu Anders und von Anders zu Jürgen. Doch Anders saß unbeweglich und flocht eifrig an seinen Halmen.

„Seht, was so in unserem Innern lebt, das ist Dichtung. Und wenn wir daher lesen oder singen, was die Dichter geschrieben haben, dann ist es, als mache sich etwas frei, als löse sich etwas in unserer Brust. — Scheint Dir nicht, Anders, daß Dichtung und Poesie sowohl etwas Wahres wie etwas Feines sind?“

„Ja, es ist sogar so fein, daß man Mühe hat, es überhaupt zu sehen. — Pstuh!“

Eine Weile sprach niemand.

„Ja, wenn wir nun aber zum Beispiel einmal Dich selber nehmen, Anders . . .“

„Mich selber!“ Er blickte hastig und verwundert empor.

„Ja, wenn Du nun rings um Dein eigenes Haus herum die Erde siehst und Deine eigenen grünen und gelben Felder, dann ist es doch gerade, als wäre das Ganze ein kunstvolles Gemälde in einem heidebraunen Rahmen. Ist es nicht so, Anders?“

Der Alte ließ einen Augenblick die Arbeit sinken.

„Und das ist ein Bild, das Du im Grunde selbst gemacht hast.“

„Ja, ja — in gewisser Weise!“ Anders lautete seinen Tabak.

„In gewisser Weise!“ wiederholte er und kraute sich im Nacken.

„Und solch ein Bild ist auch Poesie und im Grunde ist es das Feinste und Schönste im Leben.“

Der alte Häusler versank in Nachdenken. — Aber plötzlich erwachte er und sah, daß sowohl Webstuhl als Spinnrad stille standen. Da warf er sich wieder mit voller Wucht auf seine Strohhalme und bemerkte zum Schwiegersohn gewandt: „Ich muß Dir ein für allemal sagen, Jürgen, wir haben keine Zeit für derlei Dinge.“

„Hast Du nicht Zeit, mit Deinen Augen zu sehen!“

„Das laß nur meine Sache sein,“ eiferte Anders. Jetzt war er böse.

Zur Frau sagte er spöttisch: „Du kannst wohl nicht mehr, wie es scheint.“ Da ließ sie das Spinnrad sausen. Nun kannte sie Anders wieder.

Und Marie sandte er einen Blick zu, der zur Folge hatte, daß sie sofort wieder zu weben begann.

Nun mochte Jürgen sich mit seiner „Volkszeitung“ beschäftigen, wenn er Lust hatte.

Anders selber aber saß so steif wie möglich da, ohne eine Miene zu verziehen. Nur die Hände bewegten sich.

Dann wird bis zur Bettzeit kein Wort mehr gesprochen. Jeder saß wie vorher über seine Arbeit gebückt. Die beiden Alten im Halbdunkel, Marie unter dem Talgluch und Jürgen beim Schein der neuen Petroleumlampe.

Jürgen blickte auf sein Weib, das mit niedergeschlagenen Augen dasaß und eifrig die Fäden ineinander schlang, und auf seine Schwiegermutter, die alte Frau, die dasaß und in fieberhafter Eile den Faden spann mit ihren gekrümmten Fingern, und dann dachte er, daß Anders dort in seinem dunklen Winkel saß gleich einem harten Niesen der Vorzeit. Aber er war ja der Mann im Hause, und er, Jürgen, war nur hier eingezogen. Aber das mußte ein Ende haben. Seinen eigenen Boden mußte er unter den Füßen haben, sein eigenes Heim; unter den eigenen Tisch mußte man die Füße strecken . . .

Zur gewohnten Zeit erhob sich Anders und begann sich auszuheiden. Seine Frau folgte seinem Beispiel, ohne ein Wort zu sagen. Aber Jürgen blieb absichtlich sitzen, als sei es ihm gleichgültig, was die anderen taten.

Auch Marie setzte ihre Arbeit fort, — aber nur kurze Zeit. Dann beschäftigte sie sich bald mit diesem, bald mit jenem und spähte ängstlich hinüber nach Jürgen, der indessen nur auf seine Bücher hinunterstarrte. Nach einer Weile begann sie langsam ihre Kleideraille aufzuhaben.

Anders schritt in seinen gelblichen, selbstgewebten Unterhosen zur Tischschieblade und schnitt sich ein frisches Stück Kantabak ab. Dann griff er nach seiner Taschenuhr, die an dem Balken zwischen den beiden Betten hing, wo Jürgen saß. Während er sie aufzog, sagte er: „Willst Du hier die ganze Nacht sitzen bleiben?“

„Om, ich weiß nicht!“ antwortete Jürgen gleichgültig, und schraubte die Lampe etwas höher.

Anders aber streckte sich im Bett, daß es in allen Fugen krachte.

(Fortsetzung folgt.)

Wandervogel an Leuchtfeuern.

Zur Zeit der großen Wanderzüge der Vögel entfaltet sich häufig in dunklen, stillen und regnerischen Nächten an den Leuchttürmen und Leuchtschiffen, die an den großen Zugtrahlen liegen, ein wunderbares Vogelleben, das an ergreifenden Momenten reich ist. Zahllose Scharen unserer gefiederten Freunde gehen alljährlich zugrunde, indem sie auf ihrem nächtlichen Fluge von den verführerischen Leuchtfeuern angelockt werden und sich an den Scheiben der Lampen Köpfe und Flügel zerschmettern. Während einer einzigen Herbstnacht wurden am Helgoländer Leuchtturm, wie Guttle in seinem Buche „Die Vogelwarte Helgoland“ berichtet, nicht weniger als 15 000 Lerchen gefangen. Der Beobachter schildert das nächtliche Leben an jenem Orte folgendermaßen: „Das landschaftliche Bild, das einer so reichen Entfaltung des Tierlebens

zum Hintergrunde dient, ist an sich schon ein ganz außerordentlich anziehendes: eine ebenmäßige stille, schwärze Nacht, ohne Mond, ohne Stern, begleitet von ganz schwachem südöstlichen Luftzuge, sind Bedingungen für möglichst großartige Entfaltung solcher Wanderzüge; ist gleichzeitig die Atmosphäre sehr stark von Feuchtigkeit erfüllt, so trägt dies zur Steigerung der Erscheinung außerordentlich bei. Die gleichmäßig tiefe Finsternis, inmitten welcher der große helle Lichtkörper des Feuerturms zu schweben scheint, die breiten Strahlen, welche nach allen Richtungen von seinem Lichte ausgehen und sich in der trüben Luft bis ins Unendliche zu erstrecken scheinen, das Bewußtsein des großen umgebenden Meeres und die vollständige Lautlosigkeit der ganzen Natur bilden ein Ganzes von ernstester, nahezu großartiger Stimmung . . . Das ganze Firmament ist jetzt erfüllt von einem Chaos von Hunderttausenden nah und fern erschallender Stimmen und nähert man sich nun dem Leuchtturm, so bietet sich dem Auge ein Bild dar, das dem durch das Ohr empfangenen mehr wie ebenbürtig sich anreicht: die das Leuchtfeuer in ab- und zunehmender Dichtigkeit umflutenden Lerchen, Stare und Drosseln erscheinen in der so intensiven Beleuchtung wie helle Funken, die den Beobachter gleich einem großstodigen Schneegestöber umwirbeln, stets verdröhnend und stets durch neue Scharen ersetzt — Goldregenpfeifer, Kiebitze, Auflernischer, Brachvögel und Strandläufer in großer Zahl mischen sich dazwischen; hin und wieder wird eine Waldschnepfe sichtbar und mit langsamem Flügelschlage taucht aus der Finsternis eine Gule in dem Lichtkreise auf, bald wieder verdröhnend, begleitet von den Klagen einer Singdrossel, die sie ergriffen hat.“ Besonders den schwächeren unter den Wandervögeln erweisen sich auf ihren weiten fliegen Falten, Geier und Gulen als gefährliche Feinde. Größere Falken folgen z. B. Enten auf gewaltige Entfernungen und lassen keine Gelegenheit vorbeigehen, um sich auf hilflose Wanderer zu stürzen. Kleinere Geier verschiebener Art suchen sich Blaulehnen, Drosseln, Finken und andere Zugvögel zur Beute aus. Auf Inseln, die an den Wanderstrahlen liegen, lassen sich Geier zu längerem Besuch nieder, damit sie von hier aus ihren Opfern auslauern können. In den Gegenden der arktischen Zone kommt der Wanderfalk zugleich mit der Ente an. Aber weit größere Scharen als diesen Raubvögeln fallen eben der verhängnisvollen Anziehungskraft zum Opfer, die die Leichter von Leuchttürmen und Leuchtschiffen auf die Zugvögel ausüben.

Wenn man bedenkt, daß ein solcher Strom von Zugvögeln eine ganz lange Herbstnacht hindurch anbauern und sich unter besonders günstigen Umständen sogar während mehrerer aufeinander folgenden Nächte wiederholen kann, dann wird man es gewiß nicht ganz übertrieben finden, wenn Guttle von einem „Millionenfluge“ spricht. An einer anderen Stelle seines Buches schreibt er von der unbegreiflichen Massenhaftigkeit, von den Myriaden Einzelwesen, nämlich Feldlerchen, die nicht nur im Bereiche des Leuchtfeuers, sondern auch meilenweit in See nördlich und südlich der Insel vor seinem erlauchten Auge vorbeizogen. Und über einen von ihm im Jahre 1882 beobachteten Herbstzug des gelblöpfigen Goldhähnchens äußert er, jeder Versuch, die Zahl der Wanderer durch eine Ziffer auch nur annähernd auszudrücken, müsse vergeblich erscheinen. Von zehn Uhr abends bis zum Tagesanbruch zogen diese Tierchen in wenig wechselnder Dichtigkeit stetig von Ost nach West am Leuchtfeuer vorbei. Bei Tagesanbruch war die ganze Insel buchstäblich mit diesen Vögeln bedeckt. In demselben Jahre wurde auch ein beispiellos starker, wiederholt sich zu gleichen Massen steigender Zug von allen Stationen der britischen Ostküste, von Gorneseh aufwärts bis Bressay in der Mitte der Shetlandgruppe, berichtet.

Der englische Ornitholog (Vogelkennner) Dixon teilt in seinem Buche über den Wanderflug „The migration of birds“ Beobachtungen mit, die an englischen Leuchttürmen und Leuchtschiffen gemacht wurden. Der Wächter des in einer Entfernung von zehn deutschen Meilen von der Themse stationierten Leuchtschiffes sah wiederholt in Herbstnächten Tausende von Zugvögeln mit ihren weißen Brustflügel, einem heftigen Schneegestöber gleich, die Laternen und das Tafelwert stundenlang umschwärmen. Viele ramten sich die Köpfe ein und fielen ins Meer. In einer Herbstnacht des Jahres 1883 sammelte der Wächter des Hasbro-Leuchtschiffes Hunderte von Singvögeln von Bord aus, die durch den Anflug an die Scheiben der Laternen getötet waren. In einer einzigen Nacht wurden auf dem Lufstark-Leuchtturm auf der Höhe von Wexford 1200 auf gleiche Weise umgekommene Vögel gezählt, während außerdem eine große Anzahl über Bord gefallen war. Und auch zur Kennzeichnung der rasenden Geschwindigkeit, mit der die Vögel ins Verderben fliegen, wenn sie sich in dunklen Nächten aus ihren hohen Wanderbahnen von den weitleuchtenden Strahlen der Leuchtfeuer niederdwärts ablenken lassen, führt der englische Ornithologe einige bemerkenswerte Beispiele an. So jagte in einer Frühlingsnacht des Jahres 1883 ein kleiner Vogel mit solcher Gewalt gegen die Laternen des Hasbro-Leuchtschiffes an der Nordostküste, daß er vollständig in zwei Teile zerrissen wurde. Der Wächter des Longstone-Leuchtturmes berichtete aus einer Novembernacht 1883, eine große Schnepfe sei mit so rasender Schnelligkeit gegen die Laterne geflogen, daß sie förmlich in Stücke zerschmettert sei. Scheiben von drei Zoll Dide sind von verhältnismäßig kleinen Zugvögeln, besonders Schnepfen, beim Anflug zertrümmert — ein Beweis von der ungeheuren Flugeschnelligkeit solcher Wanderzüge. Auf dem Farör-Leuchtturm hörte der Wächter

In einer Herbstnacht ein scharfes klingendes Geräusch. Als er zur Laterne emporstieg, um die Ursache kennen zu lernen, sah er zwei der zollbiden Scheiben in tausend Stücke zer schlagen und innerhalb der Laterne lagen die Urheber — drei Enten, die kein Lebenszeichen mehr von sich gaben.

Die ornithologischen Beobachtungen, die auf Anregung des ständigen internationalen Ausschusses, wie an den Leuchttürmen anderer Länder so auch an denen Deutschlands auf Befehl der kaiserlichen Admiralität und des preussischen Handelsministers von den betreffenden Leuchtturmwächtern ausgeführt wurden, sind von Professor Blasius in verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift „Ornis“ veröffentlicht worden. Aus diesen Beobachtungen lassen sich Schlussfolgerungen ziehen, die über so manches aus dem noch lange nicht gelösten Problem des Vogelzuges Aufschluß geben.

Zunächst wird durch die Berichte der deutschen Leuchtturmwächter Gättes Beobachtung bestätigt, daß sich die wandernden Vögel nur bei trübem und windstilltem Wetter durch die Leuchtfener anlocken lassen und durch Anflug an die Scheiben der Laternen zum Teil zu Schaden kommen. Da nun fast alle Vögel durch nahes Licht in der Nacht stark geblendet werden und dem Lichte dann zuliegen, schließlich Blasius, daß die Vögel in klaren und hellen Nächten ihren Wanderflug in „sehr hohen“ Luftschichten ausführen, so daß sie von den Leuchtfenern, weil diese selbst für ihr scharfes Auge entfernt sind, nicht geblendet werden können. Aus dem Verzeichnis der Leuchtturmbeobachtungen ergibt sich die Tatsache, daß namentlich Singvögel des Nachts wandern, unter ihnen in erster Linie die eigentlichen Sänger, dann reihenartige, Schnepfen- und Entvögel. Vielfach ist das Anfliegen großer Schwärme von Meisen beobachtet worden, die sich offenbar regelmäßig zur Herbstzeit aus dem nördlichen Europa nach Deutschland begeben. Die von Professor Blasius aufgestellte Tabelle läßt ferner erkennen, daß einzelne Vogelarten höchst selten an den Leuchttürmen verunglücken, andere dagegen ihnen massenhaft zum Opfer fallen. Es ist schon erwähnt, daß in einer einzigen Herbstnacht am Helgoländer Leuchtturm 15000 Lerchen gesammelt und gefangen wurden, davon allein an den Scheiben der Laterne 8400, und die Beobachtungen anderer Leuchtturmwärter bestätigen, daß Lerchen sich am häufigsten von dem blendenden Lichte zu ihrem Verderben anlocken lassen. Demnächst kommen die Stare, dann die Drosseln, dann Rotkehlchen, Goldhähnchen, Stieglitz, Amseln, Meisen, Enten, Fliegenfänger und Nachtigallen.

Der Wächter vom Scholpiner Leuchtturm bemerkt in seinem Bericht, wenn die Vögel sich des Nachts zeigten, so kamen sie zuerst nur vereinzelt vor, allmählich aber wachte ihre Zahl an. Dann flogen sie die ganze Nacht bis zum Tagesanbruch in dem hellen Schein, die die Lampe rings um den Leuchtturm verbreite, durcheinander und jeder Vogel erscheine dann wie ein heller Punkt. Bei Enten und Gänsen lasse sich der Flug durch das Gehör feststellen, denn sie kommen fast immer säurend an. Die kleinen Vögel, wie Goldhähnchen, Rotkehlchen, Nachtigallen, Stare und mehrere andere Arten blieben, wenn sie angefliegen seien, im Drahtgitter, am Fenster usw. sitzen, oder flogen an den Scheiben herum. Zur Zugzeit pflanzten sich aus dem nahen Walde viele Eulen einzustellen und auf die Vögel Jagd zu machen, indem sie diese im Fluge zu ergreifen suchten oder nach dem Turme kämen, wo dann alle, die im Gitter saßen, wie auf Kommando gegen das Fenster flogen. „Es scheint“, fügt der Wächter hinzu, „als wenn das Licht sie sehr blendet, denn sie bleiben manche Nacht bis zum Sonnenaufgang am Turm und fliegen noch an, wenn es schon heller Tag ist.“

Der Wächter auf dem Feuerschiff am Münjener Sand berichtet, daß Enten, Taucherenten und Möven fast immer gesehen wurden. Anscheinend werde der Zug der Vögel vom Wind beeinflusst, denn bei frischen Winden hielten sie sich dicht über dem Wasser. Vögel, die bei trübem Wetter an Bord flogen und das Feuerschiff wieder verlassen wollten, wendeten sich zunächst nach allen Richtungen, kehrten jedoch in vielen Fällen an Bord zurück und blieben dort so lange, bis sich das Wetter geklärt habe.

Die Leuchttürme, die Bornholm und Möen am nächsten liegen, bilden die größten Anziehungspunkte für die nächtlich wandernden Vögel und nach Professor Blasius zwar aus dem Grunde, weil der Hauptzug der Vögel von Schweden nach Deutschland über die genannten Inseln und vielleicht auch über Arkona auf Rügen geht. Der äußerste Nordosten scheint nach der Beobachtung in Memel, Ridden, Brusterort, Pillau und Rostitten von dem Herbstwanderfluge bedeutend stärker als von dem Frühlingzuge berührt zu sein. An der Ostküste Schleswig-Holsteins beobachteten die Leuchtturmwächter nützigeren Anflug, stärkeren die an der Westküste, namentlich auf Amrum und Helgoland, während die weiter westwärts gelegenen Leuchtfener bis Vorkum hin wieder schwächeren Anflug erkennen ließen. Die Vögel Dänemarks scheinen also zu ihren Wanderflügen mehr die Westküste Schleswig-Holsteins zu wählen und es zu vermeiden, weit ab vom Lande quer über das Meer zu ziehen. C. Schenking.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Essen Kinder weniger als Erwachsene? Bei der Ernährung der Kinder streiten sich gewöhnlich zwei Rindfleisch mit-

einander, soweit die Menge der Nahrung in Betracht kommt. Einerseits heißt es, ein Kind könne nicht soviel essen wie ein Erwachsener; andererseits wird darauf Bedacht genommen, daß sich sein Stoffwechsel rascher vollzieht und sein Wachstum eine größere Nahrungszufuhr verlangt. Wenn man ein Kind so viel essen läßt wie es will, so wird man wohl häufig die Beobachtung machen, daß es in der Menge des Genossenen wenig oder gar nicht hinter seinen älteren Tischgenossen zurückbleibt. Natürlich kann dieser Satz nur von Kindern gelten, die mindestens ein Alter von zwölf Jahren erreicht haben, wenn sie nicht etwa mit einem krankhaften Appetit oder mit einer Neigung zur Heißhucht veranlagt sind. Die Physiologen und Hygieniker haben sich wohl bemüht, auch über diesen Punkt eine bestimmte Klarheit zu gewinnen und das Nahrungsbedürfnis des Kindes in verschiedenen Alteren im Vergleich zu dem des erwachsenen Menschen festzusetzen. Namentlich die amerikanische Schule hat eine ganze Reihe von Arbeiten und Versuchen über diese Frage angestellt. Die Ergebnisse weichen aber ziemlich weit voneinander ab. Kinder zwischen 7 und 10 Jahren sollen die Hälfte bis drei Viertel von dem brauchen, was ein Erwachsener braucht, Kinder zwischen 11 und 14 Jahren 80—90 Proz. Das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten, das sich besonders für diese Forschungen interessiert und selbst Sachverständige mit ihrer Förderung betraut hat, ist zu der Feststellung gelangt, daß ein Kind zwischen 6 und 9 Jahren halb so viel Nahrung braucht wie ein Mann, und zwar 1750 Kalorien, ein Knabe von 12 Jahren nicht ganz drei Viertel von der Nahrung eines Mannes und im ganzen 2450 Kalorien. Das klingt mit sehr sicher und bestimmt, aber es wird wohl niemals gelingen, solche Ziffern mit einem Anspruch auf allgemeine Gültigkeit zu gewinnen. Die Ergebnisse von Versuchen in großem Maßstab, die jüngst in Philadelphia mit 80 Kindern und in Baltimore mit 115 Kindern angestellt worden sind, haben so abweichende Resultate gebracht, daß sich aus ihnen kaum etwas entnehmen läßt. Ferner sind besonders sorgsame Experimente mit zwei Kindern gemacht worden, von denen das eine 12½, das andere 8½ Jahre alt war. Diese wurden 29 Tage lang so ernährt, daß alles von ihnen genossene Essen und Trinken gewogen wurde. Sie erhielten zum Frühstück eine Tasse Kakao mit viel Milch, gebutterten Zwieback, Obst und zuweilen ein Stück Käse, zu Mittag Fleisch oder Fisch mit Brot, Butter und Kartoffeln, Gemüse, Pudding und ein Glas Milch und zum Abendessen Brot und Butter mit einem Ei oder Käse, Obst und Milch, zuweilen auch noch etwas Fleisch. Es ergab sich, daß der ältere Knabe im Durchschnitt täglich 2992 Kalorien zu sich nahm, der jüngere 2051, also bedeutend mehr, als jene Durchschnittszahlen angeben. Uebrigens weiß man auch von den Erwachsenen nicht zu sagen, wieviel Kalorien sie im Durchschnitt täglich verzehren, denn manche Physiologen setzen ihre Zahl auf nur 2000 an, andere auf 3500. Wenn die erste Zahl richtig wäre, so würde jener 12½-jährige Knabe um die Hälfte mehr gegessen haben als ein erwachsener Mensch braucht.

Verkehrswesen.

Alter und Größe der deutschen Dampf- und Segelschiffe. Im Weltverkehr der Gegenwart spielen bekanntlich die Segelschiffe eine verhältnismäßig unbedeutende Rolle; im wesentlichen wird der Personen- und Gütertransport durch Dampfschiffe bewerkstelligt. Wie in diesem Falle der Großbetrieb im Laufe der letzten Jahrzehnte zur Geltung gekommen ist, läßt ein Blick auf die durchschnittliche Größe der Fahrzeuge erkennen. Der Rauminhalt der deutschen Dampfer stellte sich in Registertonnen zu 2322 Kubikmeter Brutto bei Schiffen im Alter bis 10 Jahren auf durchschnittlich 2449 Registertonnen, von 10 bis 20 Jahren auf durchschnittlich 1934, von 20 bis 30 Jahren auf durchschnittlich 991, von 30 bis 40 Jahren auf 452, von 40 bis 50 Jahren auf 321, von über 50 Jahren auf durchschnittlich 224 Registertonnen. Ein Segeldampfer von heute hat durchschnittlich fast die 11fache Größe eines Dampfers aus den Tagen unserer Großväter. Selbstverständlich wird die Durchschnittsgröße ganz gewaltig von solchen Riesenschiffen übertroffen. Die deutsche Handelsflotte zählt 161 Dampfer in der Größe von 5000—10 000 Registertonnen; ferner 22 Dampfer zwischen 10 000—15 000, sowie endlich 12 Dampfer, die mehr als 15 000 Registertonnen fassen.

Bei den Segelschiffen tritt, das Alter in Betracht gezogen, der Unterschied der Größe nicht so scharf hervor, wie bei den Dampfern. Sie fassen durchschnittlich im Alter bis 10 Jahren 139 Registertonnen, von 10 bis 20 Jahren 330, von 20 bis 30 Jahren 194, von 30 bis 40 Jahren 124, von 40 bis 50 Jahren 43, über 50 Jahre 32 Registertonnen. Wir sehen hier also im Gegensatz zu den Dampfschiffen nach einer plötzlichen Steigerung am Ende des vorigen Jahrhunderts neuerdings ein auffallendes Sinken der Durchschnittsgröße. Vielleicht waren die in den neunziger Jahren angestellten Versuche der Erbauung sehr großer Segelschiffe von Einfluß auf die starke Steigerung der Durchschnittsgröße. Es gibt 16 deutsche Segelschiffe, die zwischen 3000 und 3500 Registertonnen fassen, drei Schiffe sind über 4000 Registertonnen stark, das größte unter ihnen hat den stattlichen Rauminhalt von 5548 Registertonnen.